

endlich geschlagen. Der Capitain D. legte auf sie an, und eine Kugel streckte sie todt nieder.

Ich schliesse mit einem spaßhaften Abenteuer, das mir durch einen alten Jäger von Randisch erzählt wurde.

»Wir verfolgten einen Tiger, dem wir ein Bein zerschossen hatten. Einige Bhill, die seiner Fährte auf einen Platz mit hohem Grase gefolgt waren, kehrten um, als plötzlich das Thier hinter dem Elephanten herumsprang und sich auf einen derselben losstürzte, einen kleinen behaarten Mann mit krummen Beinen, der mehr einem Satyr als einem Menschen glich. Dieser warf die Beine, um zu dem nächsten Baume zu gelangen; der brüllende Tiger folgte ihm. Beim Propheten! es war spaßhaft die Säge des kleinen Sünders zu sehen. Gerade zur rechten Zeit erreichte er den Baum und kletterte auf einen Ast. Hier kauerte er sich so sehr als möglich zusammen, während er zu den Houris geschickt zu werden erwartete. Der Tiger machte mehrere verzweifelte Anstrengungen, ihn zu erreichen, da ihn aber das eine Bein im Striche ließ, so sank er erschöpft immer wieder nieder. Nun kam die Reihe an

den Bhill. Als er sich in Sicherheit sah, begann er eine Philippica gegen den Vater, die Mutter, die Schwestern, die Tanten, Brüder, Nichten und Kinder seines Feindes, der unten kauerte, die glühenden Augen auf seinen verächtlichen Verläumder richtete, und durch schreckliches Brüllen zu protestiren schien. Der Redner erhigte sich durch seine eigene Beredsamkeit, fing an von einem Aste zum andern zu springen, schnitt Gesichter, schwastete nach Kräften, und sah aus wie ein wüthender Pavian; bisweilen unterbrach er seine Schimpfreden, indem er das Brüllen des Tigers nachahmte; endlich, als er ganz erschöpft war, bückte er sich so tief, daß der Tiger ihn mit den Klauen fast erreichen konnte; und endigte diese unnachahmliche Scene, indem er ihm in das Gesicht spuckte. Anfangs waren wir wegen der Sicherheit des armen kleinen Kerls besorgt gewesen, und hatten den Elephanten nach ihm hingetrieben; die Posse wurde aber so grotesk, daß wir endlich lachten, bis wir uns den Leib halten mußten. Nur ungern endigten wir die Scene, indem wir den Tiger niederschossen.«

Der Fürst Leopold zu Anhalt-Dessau.

Züge und Anekdoten aus dessen Leben, als Beitrag zur Vergleichung der guten alten Zeit mit der unserigen.

Fürst Leopold zu Anhalt-Dessau, der von 1676 bis 1747 lebte, war ein rauher barscher Mann und handelte stets despotisch und heftig, so daß es schien, als hätte er das Wort »perrumpendum« bewahrheiten wollen, das auf alten anhaltischen Münzen über dem auf einer Mauerzinne hinschreitenden Bären zu lesen ist, wenn gleich die Zeiten längst vorüber waren, wo solchen Wahlspruch die Anhalter mit der That vereinen konnten. Mehr oder weniger waren freilich alle seine Standesgenossen jener Zeit ihm gleich. Sie wädhnten Halbgötter zu sein, weil das Volk durch seine knechtische Demüthigung vor ihnen sie in diesem Glauben bestärkte. Was Wunder, daß auch er, im Geiste seiner Zeit

herangebildet, von den herrschenden Ansichten derselben befangen war, nach welchen er die Einwohner seines Landes als Halbknecchte betrachtete, die seinen eisernen Willen als Regenten mit blindem Gehorsam zu befolgen hatten. Kriegsmann war er mit aller Leidenschaft. Dies ging so weit, daß er Kriegsführen und Schlachten-liefern für ein Gott wohlgefälliges Werk hielt und daher jedesmal, wenn er den Befehl zum Angriff ertheilte, und dabei die Truppen mit einer Anrede haranguirte, diese mit den Worten schloß: »Nun, Kinder, in Gottes Namen.« Daß er aber ein umsichtiger gewandter Kriegsheld war, bewies er besonders im ersten schlesischen Kriege, wo Preußen ihm mehrere Siege zu

verdankte hatte. Daher lebt noch jetzt sein Andenken im preußischen Heere, das ihm schlechtweg »den alten Dessauer« nennt, während man ihn in Anhalt mit dem Namen des »Schnurrbartes« bezeichnet, um seinen rauhen Charakter damit anzudeuten. Wer dem Soldatenstande angehörte, der war sein Mann, dem war er hold, der konnte auf seinen Beistand rechnen. Ein preußisches Regiment, das in der Nähe seiner Residenz Dessau, in Halle lag, und dessen Oberster er war, erfreute sich daher seiner ganzen Zuneigung, und er spielte damit wie das Kind mit der Puppe. Besonders eifrig war er bemüht, durch große Leute es auszuzeichnen. Auf welche Weise er dieser habhaft wurde, galt ihm gleich, und da er hierbei immer List, Gewalt und Geld vereint wirken ließ, so konnte es nicht fehlen, daß er seinen Zweck stets erreichte. Jeder gut gewachsene, große junge Mann in seinem Lande mußte in seinem Regimente dienen, und Studenten in Halle von gleichen Eigenschaften wurden mit List oder Versprechungen in sein militärisches Netz gelockt. Dabei behandelte er aber Jeden gut, sah gern durch die Finger, und wo er Strafe verhindern oder sie umgehen konnte, that er es gewiß. Hierdurch erwarb er sich die Liebe und Ergebenheit des ganzen Regiments in sehr hohem Grade.

Einmal desertirten von diesem zwei Gemeine, wurden aber bald wieder eingebracht. Das Kriegsgericht verurtheilte Beide zum Tode, welches Erkenntniß jedoch dahin gemildert wurde, daß es nur an einem derselben, den das Loos treffen werde, zu vollziehen sei. Der eine der Inculpaten war ein großer schöner Mann, der andere von gewöhnlicher Größe und unansehnlich. Daß Letztern das Loos treffen möchte, wünschte Leopold in's Geheim, damit der große Mann ihm bliebe. Die Würfel bestimmten aber dem Großen den Tod und — er hing am Galgen. Erbittert über das Fehlschlagen seines Wunsches, ergrimmt über des Zufalls Bestimmung, äußerte der Fürst seinen Unwillen auf die originellste Weise, ja, man kann wohl sagen, auf eine barbarische Weise. An der Spitze seines Regimentes, das der Execution vor Halle beigewohnt hatte, marschirte er nach der Stadt zurück, und als er zum Thor eingetreten war, befahl er, ihm in gerader Linie von da einen Weg nach seiner Wohnung zu bahnen, Alles

ohne Widerrede hinweg zu räumen, was im Wege sei, durch Häuser, Gärten und Wände hindurchzubrechen, bis das bestimmte Ziel erreicht sei. Und das geschah. Die Zimmerleute des Regiments mußten diesen widersinnigen Befehl ausführen. Kaum ist es glaublich, daß man noch vor hundert Jahren so ohne Widerstand dergleichen sinnloses Beginnen eines Regimentescheß, und wenn er auch ein regierender Reichsfürst war, zuließ und ruhig erduldet.

So lieb er aber auch sein Regiment hatte, so führte er es doch zuweilen und gerade beim abscheulichsten Wetter hinaus zum Manövriren. Machte man ihm Vorstellungen deshalb, und bat man ihn, die Leute zu schonen; so erwiederte er: »Die Leute dauern mich auch, aber die Schuste — womit er die Offiziere meinte — müssen zuweilen eingeweicht werden.«

Daß Leopold, bei aller Rauheit seines Charakters, doch auch zarter Gefühle fähig war, wird folgender Zug beweisen:

Seine Tochter, die Gemahlin des Fürsten Victor Friedrich zu Anhalt-Bernburg, lag in Bernburg an einer schweren Krankheit darnieder. Sie fühlte ihr Ende nahen, und äußerte da den Wunsch, noch ein Mal, ehe sie von hinnen scheidet, ihren Vater vor seinem Regimente zu sehen. Ein Eilbote wurde sogleich nach dem fünf Meilen entfernten Halle gesendet, der Tochter Wunsch, dem Vater zu hinterbringen. Leopold brach sofort mit dem ganzen Regimente nach Bernburg auf. Dort angelangt, führte er es mit klingendem Spiele nach dem Schlosse, zog damit über den weiten Schloßhof, ließ es hier einige Evolutionen machen, und erfüllte so den letzten Wunsch seines lieben Kindes, das an das Fenster des Zimmers getragen ward, den Vater zu sehen. Von diesem wurde das Regiment wieder abgeführt vom Schloßhofe, und vor die Stadt, wo es sich lagerte und mit Bier und Brot bewirthet wurde. Die Offiziere speiseten im Schlosse an der fürstlichen Tafel. Leopold aber, den der Verlust seiner Tochter, deren Tod stündlich zu erwarten war, zu tief schmerzte, erschien nicht an der Tafel. Er ging in den Schloßgarten und weinte. Arbeiter daselbst erzählen, daß er mit aufgehobenen Händen, aufwärts blickend, laut gesagt habe: »Herr Gott, ich habe lange nichts von Dir gebeten, und will Dir

auch sobald nicht wieder kommen, aber laß jetzt meine Tochter gesund werden!« Die Tochter aber starb.

Seine Ausdrücke beim Gebete waren jedes Mal mehr als eigenthümlich. Als z. B. vor der Schlacht bei Kesselsdorf 1745 sein Heer Preußen den Sachsen gegenüber aufgestellt war zum Angriffe, kniete er vor der Fronte nieder und betete laut: »Lieber Herr Gott, stehe uns bei, daß wir die Sachsen schlagen; willst Du das aber nicht, so stehe wenigstens ihnen nicht bei.« —

In Dessau lebte ein Israelit, den Leopold wohl leiden mochte, mit dem er sich viel abgab und manchen Scherz erlaubte. Einst fuhr der Fürst bei strenger Winterkälte in einem offenen Jagdwagen aus. Er kam durch die Straße, wo der Jude wohnte, der eben aus dem Fenster sah. Leopold ließ halten und rief dem Juden zu, er möchte herabkommen. Noch unangekleidet kam dieser, im Schlafrocke, in Pantoffeln und ohne Kopfbedeckung hurtig vor die Thüre des Hauses, verbeugte sich tief und fragte nach den Befehlen Sr. Durchlaucht.

»Setz Dich zu mir, Jude,« sprach der Fürst.

»D mei, Ihre Durchlaucht, ich bin noch nicht angekleidet. Halten zu Gnaden.«

»Thut nichts; setz' Dich ein.«

»Halten zu Gnaden, Durchlaucht, ich erkälte mer.«

»Thut nichts; setz' Dich ein.«

»D mei! 's kann mein Tod sein, Durchlaucht.«

»Thut nichts, Jude; setz' Dich ein.«

Dies letzte »Setz' Dich ein!« sprach der Fürst mit solcher Donnerstimme, daß der Jude vor Schrecken zusammen fuhr, »ich bin schon da!« ausrief und in den Wagen stieg. Nun ging es vorwärts zur Stadt hinaus, im flachen Felde herum, wo der Fürst Hasen und Krähen schoß. Der Jude saß klappernd mit den Zähnen vor Frost und zitternd an Leopolds Seite, der nicht genug lachen konnte, wenn bei jedem Schusse der Jude sich von ihm wendete und ausrief: D mei, Durchlaucht, treffen Se mer nicht.«

Nachdem Leopold den armen Teufel drei Stunden lang im freien Felde, wo ein schneidender Wind pfliff, umhergefahren hatte, kehrte er zur Stadt zurück, setzte den Juden bei dessen Wohnung wieder ab, und ließ ihm, als eine Entschädigung die aufgepackte Jagd-

beute an Hasen und Krähen zuwerfen. Da klärte sich das braun und blau gefrorne Gesicht des Israeliten wieder auf, und mit unterthänigen Bücklingen dankte er und empfahl sich zu hohen Gnaden Sr. Durchlaucht.—

Einst schmeckte ihm an seiner Tafel eines der aufgetragenen Gerichte nicht, und er sagte zu dem Pagen, der hinter seinem Stuhle zu seiner Bedienung stand: »Nimm diese Schüssel und wirf sie Adam (so hieß der Koch) an den Kopf.« Den übrigen gegenwärtigen Pagen befahl er, den Beauftragten nach der Küche zu begleiten, und ihm dann zu referiren, ob sein Befehl wörtlich vollstreckt worden sei. Den Pagen konnte nichts willkommener sein, als einen solchen Streich mit höchster Autorisation auszuführen und zuzuschauen. Der Dienstpagen nahm die Schüssel von der Tafel, ging hinab in die Küche, gefolgt von den Kameraden und mehreren der aufwartenden Lakaien, welche den Spaß mit ansehen wollten. In der Küche angekommen, sprach der Page zum Koch: »Adam, der Fürst haben mirs befohlen, ich soll Ihm die Schüssel in's Gesicht werfen,« und — patsch — flog sie dem Koch an den Kopf, daß die braune Brühe an dem weißen Anzug desselben hinabfloß. Die Zuschauer erhoben ein schallendes Gelächter. Der Koch, nicht wenig erzürnt, da er es für einen eigenmächtigen Pagenstreich hielt, attackirte mit aufgehobenem Kochlöffel den Pagen, unterstützt vom übrigen Kochpersonal. Die Pagen standen dagegen ihrem Kameraden bei, und nun gab es einen derben Kampf. Letztere, als der schwächere Theil, zogen sich aus der Küche zurück und auf den Schloßhof, wo der Kampf fortgesetzt ward. Der Fürst hörte an der Tafel den Lärm, stand auf, trat an das Fenster, und sah, gewaltig lachend, dem Kampfe zu, bis es ihm genug schien. Da öffnete er das Fenster und pfliff auf dem Finger, daß es gellte. Sofort fuhren die Kämpfenden auseinander, begaben sich in's Schloß zurück, die Pagen mit zerzauster Frisur und beschmutztem Anzuge in's Tafelzimmer, wo sie nach wie vor ihren Dienst verrichteten. Leopold, durch den Augenschein von der richtigen Execution seines Befehls überzeugt, erwähnte der Sache nicht weiter, wehrte auch den beschmutzten Pagen nicht, so und mit dem entstellenden Haargewirre um die Köpfe ihren Tafeldienst bis zur Aufhebung der Tafel zu verrichten. —

Hefig im Handeln wie in seinen Neigungen, fest und rücksichtslos verfolgend, was er sich vorgenommen, war er auch so in der Liebe. Kaum in das Jünglingsalter eingetreten, faßte er eine lebhaftere Zuneigung zu der Jungfrau Anna Luise Föhse, Tochter eines Apothekers in Dessau. Nicht insgeheim überließ er sich dieser Neigung, nein, ganz öffentlich. Sie wurde daher bald stadtkundig, und gelangte auch zu den Ohren der Mutter, welche, nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, Fürst Johann Georg II., Vormünderin und Regentin war. Wiewohl sie nun die Zuneigung Leopolds für eine gewöhnliche Liebshaft hielt, so dünkte es ihr doch gut, sie zu unterbrechen, da sie des Sohnes festen und beharrlichen Sinn kannte, und ließ ihn daher auf Reisen gehen, und in Italien einen längeren Aufenthalt nehmen. Doch umsonst. Als Leopold zurück gekehrt war, zeigte es sich bald, daß seine Neigung zur Föhse keine gewöhnliche, vorübergehende, sondern eine tiefgegründete sei. Sobald er zur Majorenmität und somit zur Uebernahme der Regierung des Landes gelangt war (im Mai 1698), erklärte er die Geliebte für seine Braut, ohne Rücksicht zu nehmen auf Stand, auf altes strenges Herkommen, auf das Geschrei der erstaunten Aignaten, noch auf sogenannte Geschlechtsreinheit oder fürstliches Blut, und im September desselben Jahres erfolgte die Vermählung. Beim deutschen Kaiser, bei dem er damals gut angeschrieben war, bewirkte er die Erhebung der Gemalin in den Reichsfürstenstand und die Successionsfähigkeit seiner Kinder. Zu solcher eclatanten Mißheirath, zu solcher Erhebung einer Apothekerstochter auf den Fürstenstuhl rümpften die Chefs der andern Linien des Hauses Anhalt die Nasen nicht wenig, konnten aber oder mochten nichts dagegen einwenden, da die kaiserliche Standerhöhung einmal erfolgt war, und sie das enge freundschaftliche Verhältniß zwischen Leopold und ihrem mächtigen Nachbar, König Friedrich I. von Preußen, zu berücksichtigen hatten. Dazu kam, daß der Chef der Bernburger Linie sehr alt, schwach und blind war, und der der Cöthen'schen Linie kurz zuvor eine gleiche Mißheirath mit einem Fräulein von Nath geschlossen hatte. Kurz, sie machten gute Miene zum bösen Spiel, ertheilten ihre Einwilligung und erlaubten, *hongré malgré*, daß die aus bürgerlichem Blute

entsprossene, unebenbürtige Apothekerstochter, in ihren Reihen Platz nehmen durfte, welchen diese bei ihrem Verstande und ausgezeichneten Geistesbildung ganz wohl ausfüllte. Mit ihr verlebte Leopold sieben und vierzig Jahre in glücklicher Ehe, erhielt zehn Kinder von ihr, und verlor sie erst zwei Jahre vor seinem Ende. Das noch jetzt blühende Haus Dessau verehrt in ihr seine Stamm-Mutter.

Noch vor der Vermählung besuchte Leopold einst seine Geliebte im Hause ihres Vaters. Nach alter Sitte war in der Wohnstube zu ebener Erde ein kleines Fenster, durch das man aus der Stube in die Hausflur sehen konnte, um jeden in das Haus Tre tenden zu erblicken, ohne erst die Thür öffnen zu müssen. Als Leopold sich in der Hausflur befand, sah er durch dieses Fensterchen in die Stube, und gewahrte, wie seine Geliebte mit einem jungen hübschen Manne Schach spielte, und wie ihr Benehmen gegen diesen sehr ungenirt und zutraulich war. Ergrimmt hierüber stürzte er in die Stube, zog den Degen und durchstach ohne Weiteres, und ohne zu fragen, wer der junge Mann sei, diesen auf der Stelle. Entseelt sank der Unglückliche nieder. Das Mädchen war außer sich vor Schrecken und Entsetzen, und vermochte kaum dem Fürsten zu sagen, daß der junge Mann ihr Better sei, mit dem sie auferzogen worden, mit dem sie wie Bruder und Schwester gelebt, und der eben erst aus Amerika zurückgekehrt, seinen ersten Besuch ihr gemacht habe.

»Das thut mir leid,« sprach der Fürst, »warum hast Du mir das nicht gleich gesagt.« Aber wie wäre dies möglich gewesen bei der raschen Handlungsweise Leopolds!

Noch jetzt ist das Haus, worin dies vorfiel, und welches dem Apotheker Föhse gehörte, vorhanden, und selbst das kleine Fenster, durch welches Leopold die Spielenden beobachtete, ist noch an derselben Stelle, wo es damals sich befand. Auch ist auf dem Kirchhofe noch der Leichenstein auf dem Grabe des Getödteten vorhanden, und man liest darauf unter Andern die Worte: »starb eines gewaltsamen Todes.«

Auf Leopolds Befehl mußte das Consistorium in Dessau einst den Lutheranern im Lande verbieten, die Kirche eines auswärtigen Ortes zu besuchen. Was zu diesem sonderbaren, intoleranten Befehle Veranlas-

sung gab oder sein Zweck war, ob vielleicht Spaltungen zwischen Lutheranern und Reformirten herrschten, ist nicht bekannt geworden, genug, der Befehl erging, und die Kirchenpolizei achtete mit Strenge auf seine Befolgung. Befolgt wurde er aber nicht, und häufig, besonders in den entfernten Orten von Dessau, dagegen gehandelt. Da wurde dem Fürsten einst berichtet, daß Einwohner des gegen sechs Meilen von Dessau gelegenen Städtchens Sandersleben die Kirche eines Nachbardorfes im Preussischen besucht hätten, wo der Candidat Friedr. Gottfr. Abel über den Text: »Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, u. s. w., Matth. 10, 26.« gepredigt, und seine Rede mit dem bekannten Vers eröffnet habe:

Kein Hunger und kein Dursten,
Kein Noth und keine Pein,
Kein Zorn des großen Fürsten
Soll mir ein' Hind'ung sein.

Der Fürst war unwillig darüber und wurde erbost, da Unverstand oder Heimtücke ihm obige Worte so deuteten, als sei er damit gemeint. Er befahl, daß der Candidat Abel, der sich seiner Ansicht nach als ein Aufriührer ausgesprochen, nach Dessau geholt und zu ihm gebracht werde. Der Gewalt mußte dieser, ein Preuße, weichen, und er folgte. Beim Eintritt in das Zimmer des Fürsten fuhr dieser mit heftigen Worten auf ihn ein, nannte ihn einen Aufwiegler des Volkes, wofür er ihn bestrafen werde. Der junge Abel, ein gebildeter, charakterfester Mann, stand mit Würde dem Fürsten gegenüber und hörte ruhig zu. Nachdem dieser ausgedonnert hatte, sprach er, im Gefühle seines Rechts und als Nichtunterthan des Fürsten, freimüthig und mit Würde seine Gesinnungen über die Pflichten eines guten Unterthanen gegen seinen Fürsten aus, erklärte dann mit Beredsamkeit und Gewandtheit den Zweck und Sinn seiner Predigt, und schloß damit, daß er hiernach mit den Worten: »der große Fürst,« Niemand anders, als den Satanas habe bezeichnen können und wollen.

Ohne Unterbrechung hörte der Fürst den jungen freimüthigen, unerschrockenen Mann an, und immer mehr entwich aus seinen Zügen der finstere Ernst, der anfangs darüber verbreitet lag. Als Jener geendigt hatte, sagte Leopold: »Er kann heute mit mir essen.«

Dies geschah, und damit war die Sache abgemacht.

In Bernburg war Leopold oft, um seine Tochter, die Gemalin des Fürsten Victor Friedrich zu Anhalt-Bernburg, die er, wie schon oben erwähnt, zärtlich liebte, zu besuchen. Da ging er einst über die Saalbrücke, wo ein Bettelbube mit schmutziger Nase stand.

»Junge,« rief er ihm zu, »puße Dir die Nase.«

Dreist erwiederte der Junge: »Ich habe kein Tuch.«

Der Fürst griff in die Tasche und warf ihm ein Stück Geld mit den Worten zu: »Da, kauf' Dir eins.«

Am andern Tage ging der Fürst abermals über die Brücke. Da stand eine lange Reihe Bettelbuben, alle mit derb schmutzigen Nasen. Der Fürst sah es, lächelte, aber Keinem wurde ein Geldstück zugeworfen.

Zu Leopolds Zeiten gab es in Anhalt noch Landstände, welche kräftig austraten.

Als einst bei ihrer Zusammenkunft in Dessau der Bürgermeister aus Cöthen nicht nach dem Willen des Fürsten stimmte, befahl er, seine Equipage vorfahren zu lassen, und als dies geschehen, hieß er dem Bürgermeister sich hinein zu setzen. Dieser that es, oder mußte vielmehr. Darauf befahl er dem Kutscher, den Bürgermeister bis auf die Hälfte des Weges nach Cöthen zu fahren, diesen da aussteigen zu lassen und umzukehren, von wo dann der Landstand den Weg bis Cöthen zu Fuß fortzusetzen habe.

Der Bürgermeister hörte den Befehl mit an, und — was wollte er machen, er mußte sich fügen.

Während seines Aufenthaltes in Italien, kam Leopold einst nach einer durchschwärmten Nacht des Morgens trunken nach Haus. Sein Gouverneur, v. Chalesak, rügte solch unpassendes, unfürstliches Benehmen mit aller Strenge. Da ergriff Jener ein Pistol, und hielt es mit den Worten auf diesen: »Hund, ich schieße Dich über den Haufen!«

Kaltblütig erwiederte der Gouverneur: »Thun Sie das, doch erwägen Sie zuvor, daß die Geschichte den fernsten Nachkommen erzählen wird: ein Prinz aus einem Hause, das Deutschland so manchen großen Mann gab, das ausgezeichnete Regenten auf seinen Fürstenthronen sah, ermordete seinen Gouverneur, weil dieser mit Ernst sein tadelnswerthes Betragen rügte.«

Der Prinz legte das Pistol weg und erwiderte: »Wahrhaftig, Er hat Recht. Bald hätte ich einen schlechten Streich begangen.«

Bei aller Rau- und Rohheit hatte Leopold doch auch Sinn für Kunst, besonders für Baukunst, Verschönerung und Regelmäßigkeit. Er zeigte dies schon als Gouverneur von Magdeburg. Ueber zweihundert, seit der Zerstörung dieser Stadt durch Tilly wüsthliegende Stellen, ließ er bebauen, er schuf den Domplatz, den Fürstenwall, welcher davon diesen Namen erhielt, legte die Vorstadt Sudenburg an, und gab aus seinen Waldungen das Holz zur Kirche daselbst her. Nicht weniger sorgte er für Verschönerung seiner Residenz, welche ihre schöne regelmäßige Form, besonders die breite, großartige Cavalierstraße, ihm zu danken hat.

Zum Schlusse die Charakterschilderung des Fürsten, wie sie eine Zeitgenossin von ihm, die Markgräfin von Baireuth, Schwester König Friedrichs II. von Preu-

ßen, welche Leopold oft am Hofe ihres Vaters, König Friedrichs I., sah, in ihren hinterlassenen Mémoires de Madame la Margrave de Baireuth etc. mittheilt. Sie sagt:

»Der Fürst von Anhalt konnte unter die größten Heerführer seines Zeitalters gerechnet werden; zu einer vollkommenen Kriegserfahrung gesellte er einen sehr ausgezeichneten Geschäftsgeist. Sein rohes Wesen flößte aber Furcht ein, und sein Charakter rechtfertigte seine Physiognomie. Ein unermesslicher Ehrgeiz machte ihn für die Erlangung seines Endzweckes zu jedem Verbrechen fähig. Ein unveröhnlicher Feind, war er hingegen treuer Freund seiner Anhänger, und seine Feindschaft traf niemals einen andern als den, von welchem er sich beleidigt glaubte; ja, man hat ihn sogar verschiedene Male den Verwandten derer, welche ihm am meisten widerstrebt hatten, Beweise von Großmuth geben sehen.«

Zwei amerikanische Jäger.

Der Capitain Marryat schildert in seinem »Monsieur Violet« zwei berühmte Jäger im »fernen Westen«, Finn und Boone, und wir glauben, unseren Lesern durch Mittheilung der unerhörten Abenteuer, von denen es sich dabei handelt, eine angenehme Unterhaltung zu gewähren.

Finn war als Kind von den Indianern geraubt und in die westvirginischen Wälder gebracht worden, wo er bis in sein sechzehntes Jahr blieb, zu welcher Zeit er, bei einem Indianerkriege, von Weißen wieder gefangen genommen wurde. Wer seine Eltern waren, konnte er nie ermitteln. Ein freundlicher Quäcker nahm sich seiner an, gab ihm seinen Namen, behandelte ihn wie sein eigenes Kind und schickte ihn erst in die gewöhnliche, dann in die gelehrte Schule in Philadelphia. Der junge Mann fühlte sich aber für das Leben eines Gelehrten durchaus nicht geboren; er entwich oftmals und wanderte Tage lang in den Wäldern umher, bis ihn der Hunger wieder nach Hause trieb. Endlich kehrte

er ganz zu seinem Adoptivvater zurück, der sich nun überzeugte, daß der junge Mann in dem Lärme einer großen Stadt und dem Zwange des civilisirten Lebens nicht leben könne, sondern sterben müsse.

Diese Entdeckung war ein schwerer Schlag für den freundlichen alten Mann, der gehofft hatte, sein Adoptivsohn würde ihm ein liebender Gefährte sein, wenn ihm das Alter das Bedürfniß der Freundschaft recht fühlbar mache; aber er war auch ein verständiger Mann und bedachte, daß vielleicht eine Wanderung von einem Jahre den Jüngling heile; deshalb schlug er ihm selbst einen Ausflug vor. Der junge Finn nahm diesen Vorschlag mit Dank an; zwar wollte er bleiben, als er die Thränen in den Augen des alten Quäckers sah, aber dieser gab ihm sein bestes Pferd, versah ihn mit Geld und Waffen, und drängte zur Abreise. In jener Zeit erfüllte der Ruhm Daniel Boones die östlichen Staaten, und der junge Finn hatte mit Begierde die Abenteuer des kühnen Jägers und Ansiedlers gelesen. Als